

Zu diesem Heft Die sechs Kilometer südlich vom Linzer Zentrum gelegene SolarCity entsteht nach den „Regeln der Solararchitektur in Niedrigenergiebauweise“ und als Siedlungsprototyp mit „europäischem Modellcharakter“. Das Heft bietet einen ersten Überblick und will dazu anregen, das größtenteils realisierte Modell mit 1317 Wohnungen auf einer Fläche von etwa 34 Hektar zu besuchen, um sich selbst ein Bild machen zu können. Mehr ist auf den wenigen Seiten nicht zu leisten. Sowieso lassen sich die vom Magistrat und von den zwölf gemeinnützigen oder gewerblichen Wohnbauträgern mitgelieferten Energiekennzahlen nur schwer vergleichen und in Bezug setzen zu dem, was konkret an Einsparungen erreicht wurde – auch zu den Kosten, die vielleicht woanders entstehen oder durch eine Förderung minimiert wurden. Damit die Bauweise auch tatsächlich den „Regeln“ folgt, wurde für die ersten 700 Wohnungen die internationale READ-Gruppe (Renewable Energies in Architecture and Design) eingesetzt, die dann die Aufträge unter den großen Architektennamen in ihren Reihen verteilte. Der Draht nach Brüssel war gut, und so gewährte die EU, Generaldirektion XII für Forschung und Entwicklung, einen Planungs-Zuschuss von 600.000 Euro. Im Vordergrund stehen die Wohnbauten von Herzog + Partner, die, nach Angaben der Architekten, zu einem Quadratmeter-Preis von 1050 Euro gebaut wurden. Das Büro übernahm auch noch den Teil von Renzo Piano, der schon früh aus dem Projekt ausgestiegen war und nur noch einen von der EU finanzierten „Visiting-Critic“ zu den Meetings schickte. Kritik am Gebautem gibt es architektonisch wie städtebaulich vor allem bei Richard Rogers flachen Reihenhaus-Bändern. Es wäre falsch, sie als zukunftsweisend zu bezeichnen. Auch Norman Fosters Bauten erklären sich nicht von selbst, vor allem das „Flugdach“ wirkt überzogen. In der Mitte der SolarCity bauten Auer + Weber eine sympathische Architektur mit Läden, Marktplatz und Volkshaus. Bei der zweiten Bauphase mit weiteren Miet-, Mietkauf- und Eigentumswohnungen kommen österreichische Architekten zum Zuge. Sie errichten bis 2005 die äußere Umbauung der Gebäude der „Weltklassearchitekten“. Am Anfang des Heftes steht das neue Krematorium von Linz. Eine Abfolge von luftigen Hallen lösen einen sonderbaren Altbau ab. Der Tod in hellem Licht. SR



Der Weg zum Urnenfriedhof von Linz-Urfahr führt – von Südwesten kommend – durch ein Wäldchen. Die lineare Gebäudeabfolge des neuen Krematoriums schließt parallel zu den Hainbuchenhecken der Grabflächen an. Der Besucher betritt zunächst durch eine gebäudehohe, nur zwei Meter breite Öffnung die

quadratische Vorhalle, die von zwölf hohen Mauern umgrenzt ist. Dieser mit einer transluzenten Decke geschützte Raum wird natürlich durchlüftet. Der Zeremonienmeister führt die Trauernden von dort weiter in die große Aufbahrungshalle.

Lageplan im Maßstab 1: 2500

Michael Shamiyeh

## Zwischen Trauer und Technik

Krematorium am Urnenhain Linz-Urfahr

### Architekt:

Klaus Kada, Graz

### Konsulent:

Heribert Altenbacher

### Projektleitung:

Robert Clerici

### Mitarbeiter:

Michael Dejori, Josef Ebner, Peter

Eppich, Gabriele Karb, Martin Konrad,

Eduard Matitz, Erwin Matzer,

Michaela Rützler, Ronald Schatz,

Peter Szammer, Hubert Schuller,

Herbert Schwarzmann

### Tragwerksplanung:

Helmut Schiebel, Linz

### Bauherr:

Linz Service GmbH, Bestattung

und Friedhöfe

1873 gelang es Friedrich Siemens mit der Entwicklung der Heißluft-Verbrennungstechnik die technischen Voraussetzungen für einen Krematoriumsbau zu schaffen. Auf die Architektur bezogen stellte sich die Frage, wie sich der überkonfessionelle Krematoriumsbau als neue Bauaufgabe angemessen darstellen ließe. Es gab keine typologischen Vorbilder. Beim Bau der ersten Krematorien wurde daher auf historische Kirchen- und Tempelformen zurückgegriffen mit dem Ziel, den eigentlichen technischen Zweck des Gebäudes zu verdecken. Der von den Feuerbestattungsgegnern, insbesondere von den Kirchen, als materiell und pietätlos attackierte Verbrennungsapparat wurde im Untergeschoss regelrecht versteckt. Diese Überlagerung der Rationalität durch historisch kodierte Bauformen äußerte sich am deutlichsten in der Architektur der Krematorien vor dem Ersten Weltkrieg. Die Bauten gerieten zu teilweise kuriosen Beispielen für die zwiespältige Haltung im Umgang mit Trauer und Tech-

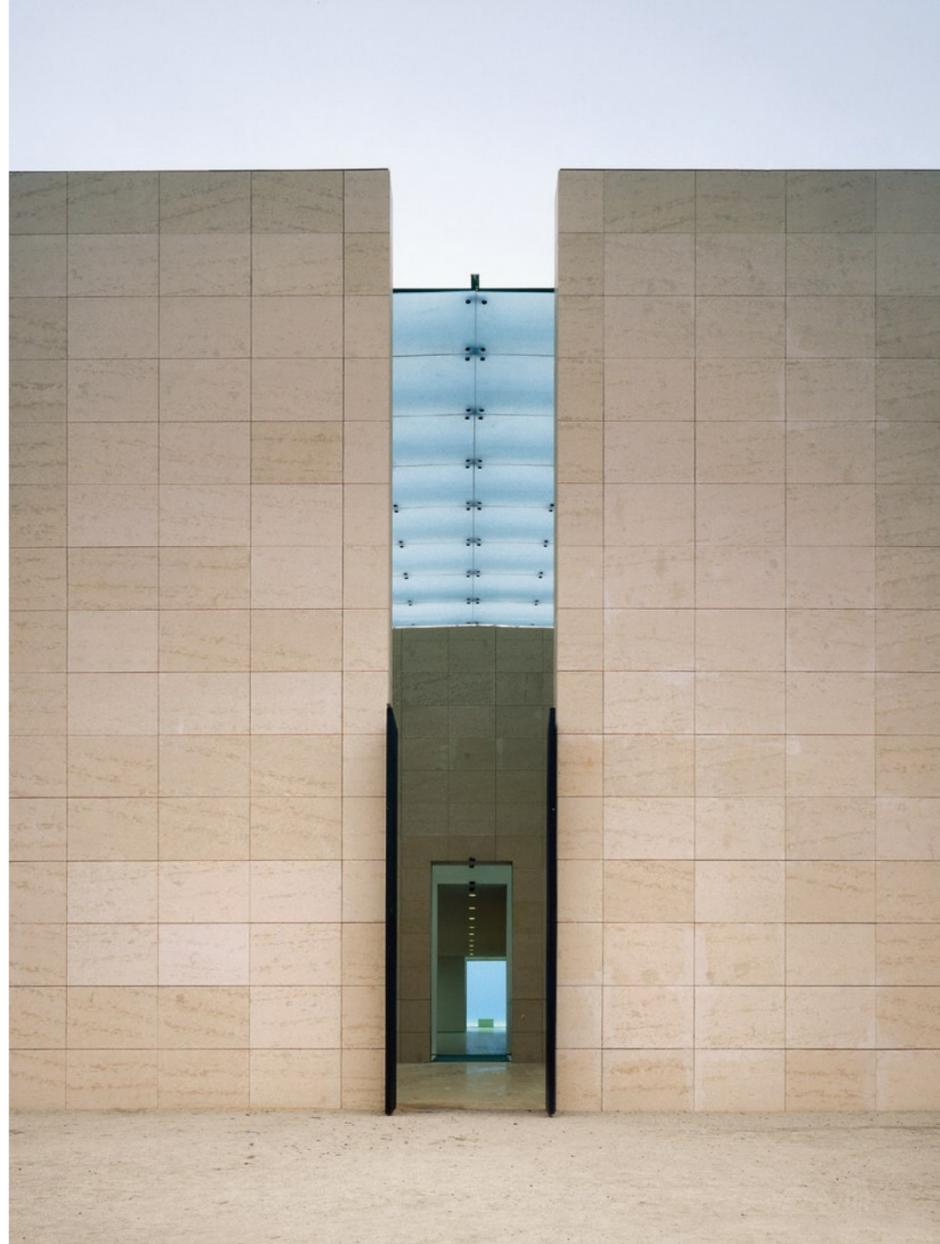
nik, indem sie Kirchen sogar imitierten – was natürlich angesichts des beschriebenen Konflikts nur als übertriebener Opportunismus gewertet werden kann.

Der Urnenfriedhof von Linz liegt im nördlichen Stadtteil Urfahr und zählt zum Typus Waldfriedhof. Die Anlage erstreckt sich von der südlich gelegenen, viel befahrenen Freistädterstraße nach Norden und wird im Westen vom Dießenleitenbach begrenzt. Ein in geschwungener Form geführter Weg lädt ein zu einem stillen und kontemplativen Spaziergang durch die Natur. Seit 1929 gibt es dort ein Krematorium. Geplant von Julius Schulte, reiht sich die Feuerhalle in die Tradition der Erneuerer dieser Bauaufgabe ein. Da diese Anlage aber am Ende der technisch möglichen Nutzungsdauer angelangt war, auch generell nicht mehr den Anforderungen entsprach und also die Gefahr bestand, dass sie bald geschlossen würde, rief man 1999 einen zweistufigen Wettbewerb für einen Neubau aus, den der Grazer Archi-



Die Vorhalle mit dem schmalen Zugang und dem transparenten Dach. Der Weg der Trauernden führt axial durch den Neubau und endet nach der Aufbahrungshalle im Verabschiedungsraum. Der vordere Bereich dieses Raums wird von oben belichtet. Nach der Zeremonie schließen sich „Licht-Türen“ vor dem Sarg des Verstorbenen. Die Trauernden werden dann durch seitliche Türen ins Freie geleitet.

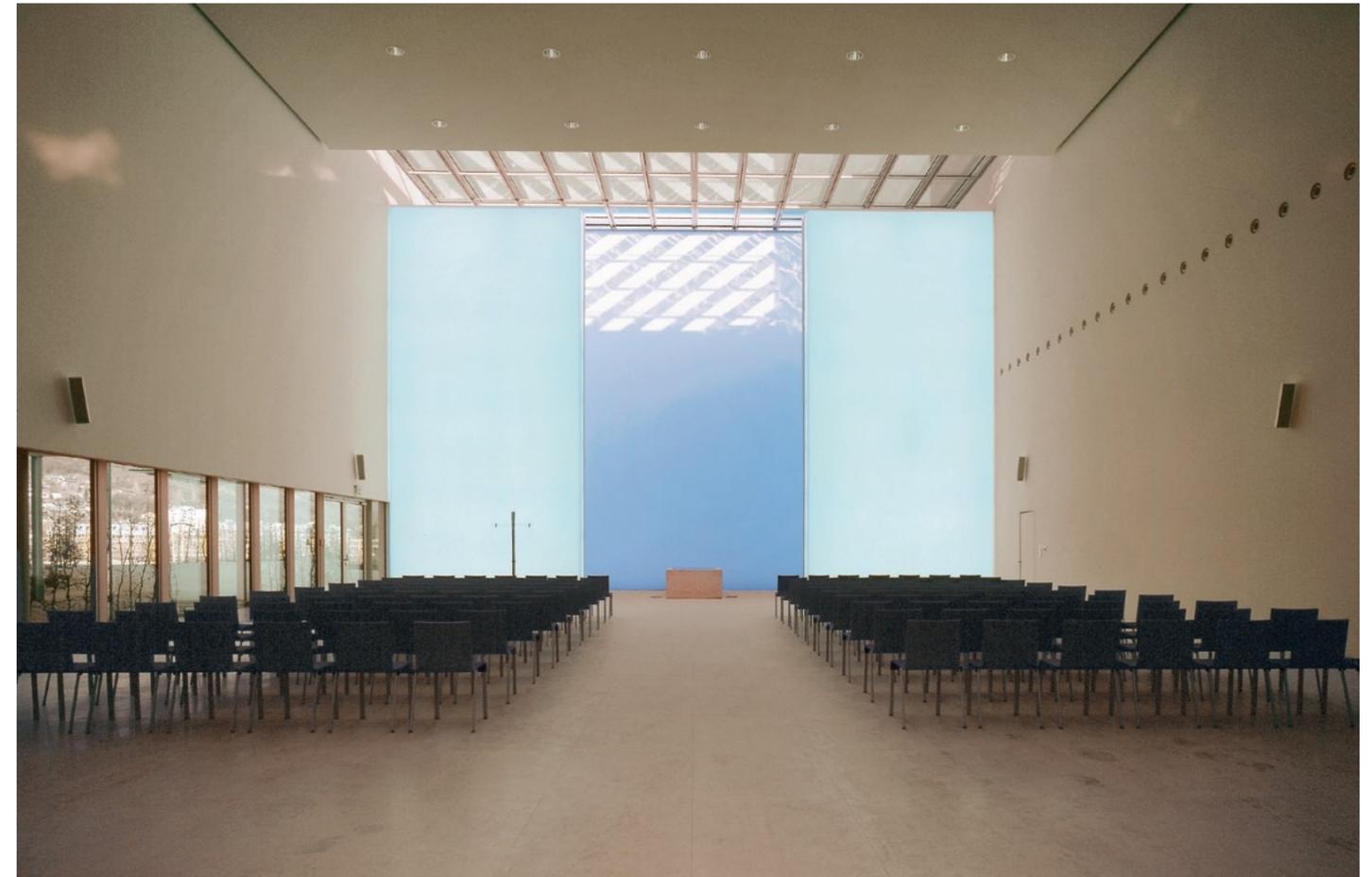
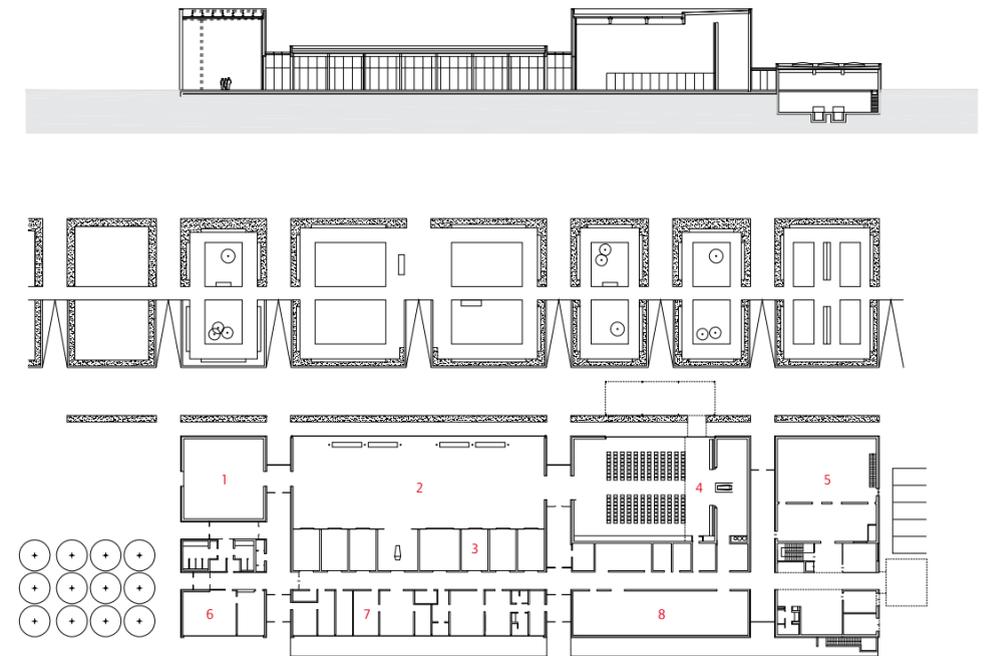
Grundriss und Schnitt im Maßstab 1:1000



tekt Klaus Kada für sich entscheiden konnte. Der Entwurf für die Erweiterung des Friedhofs und des Neubaus basiert auf der Grundidee, die Weiträumigkeit der vorgefundenen landschaftlichen Situation zu erhalten und nur im Randbereich mit einem Neubau bzw. mit neu gepflanzten Bäumen zu fassen. Die auf einem orthogonalen System aufbauende Grundstruktur, deren Charakter durch eine zielgerichtete Wegführung und Akzentuierung der offenen Landschaft mit geometrisch gesetzten Urnen- vitrinen unterstützt wird, scheint im Plan zunächst nicht auf den bestehenden Urnenhain zu reagieren. Erst beim Besuch des Friedhofs offenbart sich der präzise Umgang mit dem Gelände und der Kontrast, der der Überlagerung des strengen architektonischen Grundprinzips mit der Landschaft entspringt. Das im Friedhof historisch vorgegebene Wegenetz wird als ein

integrativer Bestandteil aufgenommen und im Inneren des Gebäudes barrierefrei fortgesetzt. Dadurch fügt sich der Neubau städtebaulich logisch in die bestehende Friedhofsanlage ein. Eine konzeptionelle und formale Einfachheit sowie eine gesteigerte ästhetische Wirkung durch den Dialog mit der umgebenden Landschaft kennzeichnen den Neubau selbst. Strukturell als eine Abfolge von mehreren Bauwerken konzipiert, deren mit Glas überdachtes Wegenetz als verbindendes Element fungiert, lässt die schlichte und selbstbewusste Architektur trotz der Größe kein Gefühl bedrückender Monumentalität aufkommen. Funktional gliedert sich der Neubau in eine Serie von linear angeordneten Raumsequenzen, die zugleich den Weg der Trauernden vorgeben, wenn sie den Verstorbenen zu seiner letzten Ruhestätte begleiten. Der zwölf Meter

- 1 Vorhalle
- 2 Aufbahrungshalle
- 3 Aufbahrungsräume
- 4 Verabschiedungsraum
- 5 Krematorium
- 6 Verwaltung
- 7 Kühlzellen
- 8 Personalbereich





hohe und mit einer transluzenten Decke natürlich belichtete und belüftete Kubus lädt zur inneren Sammlung, zur Vorbereitung auf die Zeremonie ein. Über einen Zwischenbereich gelangen die Trauernden in die Aufbahrungshalle. Eine großflächige Glasfassade belichtet den Raum und ermöglicht Blicke in den angrenzenden Urnenhain. Die gegenüberliegende Längsseite wird von acht Aufbahrungsräumen flankiert, die durch bewegliche Wandelemente zur Halle hin geschlossen werden können. Am Ende betritt man die Verabschiedungshalle mit 180 Sitzplätzen. Den vorderen Bereich, dort, wo der blumengeschmückte Sarg aufgestellt wird, erhellt ein Oberlichtband. In der Praxis stellt die Schnittstelle von Technik und Trauerfeier das kritische Moment im Entwurf von Krematorien dar: Wie entgleitet der Sarg, ohne Einblick auf die Verbrennungsmaschinerie zu geben und ohne die Pietätsgefühle der Trauernden zu verletzen? Hier setzt Klaus Kada dem vertrauten Muster der Sepul-

kralkultur ein neues, dem heutigen liturgischen Verständnis gerecht werdendes Konzept entgegen: Anstelle der vertrauten zeremoniellen Handlung, den Sarg auf einen Katafalk aufzubahren, der sich zum Abschluss der Feier hydraulisch in den Bereich der Verbrennungsöfen hinabsenkt – eine Szene, die dem bisher üblichen Abschied am offenen Grab auf dem Friedhof nachgebildet war –, trennen nach der Zeremonie zwei sich schließende „Licht-Tore“ die Trauernden vom Verstorbenen und entlassen diesen ins Licht. Die Kremationsanlagen, Kühlzellen und sonstige Arbeitsbereiche werden entgegen der traditionell tabuisierten Technik nicht unterirdisch, sondern horizontal mit den öffentlichen Bereichen funktionsgerecht in Verbindung gebracht. So gelingt es Klaus Kada, einen Ort der Andacht und Trauer mit einem technischen Betrieb ausbalanciert in Einklang zu bringen und einer von Tradition bestimmten Bauaufgabe neue Impulse zu verleihen.

## Das alte Krematorium von Julius Schulte



Die Aufbahrungshalle öffnet sich nach Nordwesten zum Friedhof über eine Glasfront. Die acht Aufbahrungsräume liegen hinter beweglichen Wandelementen. Das alte Krematorium auf dem Friedhof stammt von Julius Schulte und wurde 1925–29 errichtet.

Fotos: Gerald Zugmann, Wien; Dietmar Tollerian, Linz (Seite 25 und 29 sowie kleines Foto Seite 28)



1922, ein paar Jahre nach der Eingemeindung des am nördlichen Donauufer gelegenen Dorfes Urfahr, begann man für Linz mit der Planung des ersten Krematoriums mit umgebendem Urnenhain. Die sozialdemokratisch geprägte Industriestadt war der dritte Ort in Österreich, wo der 1904 gegründete Arbeiterfeuerbestattungsverein „Die Flamme“ die Errichtung eines Krematoriums initiierte, finanzierte und einen renommierten Architekten mit der Planung betraute. In Linz wurde Julius Schulte (1881–1928) beauftragt. Schulte war von 1909 bis 1921 Architekt am Stadtbauamt. Seine Architektur ist von einer stark expressionistischen Formensprache geprägt, die auch zahlreichen sozialen Wohnbauten im „Roten Wien“ der Zwischenkriegszeit ein identitätsstiftendes Aussehen verlieh. Julius Schulte wurde 1926 an die TU Graz berufen, wo er trotz seiner kurzen Lehrtätigkeit am Institut für Baukunst eine „Schulte-Schule“ etablieren konnte. Die Feuerhalle in Linz ist eines seiner besten Bauwerke, zumal es für eine solche Bauaufgabe noch wenige Vorbilder gab und eine spezifische Semantik erst formuliert werden musste. 1925 wurde der Urnenhain inmitten des Urfahrer Stadtwäldchens angelegt, die Errichtung der Feuerhalle erfolgte erst ab 1928. „Der Meister sollte die Fertigstellung

seines Lieblingswerkes nicht mehr erleben“, schrieben Hans Arndt und Paul Theer, zwei Mitarbeiter, die nach Schultes plötzlichem Tod den Bau vollendeten und später um einen Aschengarten ergänzten. Schultes Entwurf einer runden Zeremonienhalle, die zentral in einen annähernd quadratischen Grundriss eingebettet ist und sich als Turm über dem Sockelgeschoss zeigt, ist von unterschiedlichen Einflüssen geprägt. Beim Anblick der auf vier Holzsäulen ruhenden und von einer sichtbaren Holzkonstruktion überspannten Vorhalle mit einem Wasserbecken und der symmetrischen Treppenanlage ins Gebäude sind durchaus japanische Ansätze erkennbar. Die Metaphorik traditioneller japanischer Architektur scheint gerade an diesem Ort der Kontemplation mitten in der Natur besonders stimmig und zeigt sich in kleinen Details wie der Kapitellausführung der Holzsäulen, aber auch konzeptionell beim Übergang zwischen Innen und Außen wie auch bei der Ehrengalerie. Schulte hat aber auch Anleihen an Gunnar Asplunds kleiner Waldkapelle genommen, die kurz zuvor im neu angelegten Stockholmer Waldfriedhof errichtet worden war. Auch dort gibt es den runden Kuppelraum und die auf dunklen Säulen ruhende Vorhalle, dies alles jedoch unter einem besonders hohen, schin-

delgedeckten Zelt Dach versteckt, wodurch die Kapelle den Eindruck einer Holzfällerhütte erweckt. Nachdem Schweden eine Vorreiterrolle beim Feuerbestattungswesen innehatte, scheint der Stockholmer Friedhof in jeder Hinsicht ein Vorbild gewesen zu sein. Julius Schulte hat es geschafft, aus den erwähnten unterschiedlichen Elementen ein eigenständiges Bauwerk mit der ihm eigenen formalen Interpretation zu generieren. Über dem rationalistischen Sockelgeschoss erhebt sich der zylindrische Turm, der expressionistisch von einer „Zierleiste“ gesäumt und von einem Tipi-artigen Zelt Dach überspannt ist – eine Kombination von Versatzstücken fast gegensätzlicher Architekturhaltungen, die auf wundersame Weise zu einem einzigartigen Ganzen verschmelzen. Die rationale, stark ideologisch geprägte Haltung der Einäscherung des Leichnams ging einher mit dem Wunsch nach dem gewohnten, tröstlichen christlichen Zeremoniell. Das, was also im Sockelgeschoss passiert, nämlich die Verbrennung, wird über den schlichten zentralen Zeremonienraum hinweg gegen den Himmel spielerisch aufgelöst. So trifft Schulte mit seinem Stilsynkretismus genau die Ambivalenz der Bauaufgabe und verleiht ihr dadurch solch eine Authentizität.

Judith Eiblmayr

